

ERICH
SEGAL

Der Weg
ins Paradies

Roman

Fischer Digital

Sie könnte diesen Burschen wenigstens einbleuen, daß Jesus schließlich ein Rabbi war.«

Na schön, Mama, dachte ich, wie du willst. Dann werden sie das nächste Mal noch fester, wenn möglich mit Baseballschlägern, auf mich eindreschen.

Ich wurde als so was Ähnliches wie ein Prinz geboren – als einziger Sohn von Rav Moses Luria, Herrscher unseres ganz speziellen Königreichs von Gläubigen. Meine Familie war aus Silcz nach Amerika gekommen, einer Kleinstadt in den Karpaten. Silcz war die Heimat der

B'nai Simcha – der »Söhne der Freude« –, und in jeder Generation trug jeweils ein Luria den Ehrentitel Silczer Rebbe.

Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg versammelte mein Vater seine Schäfchen um sich und führte sie in ein neues Gelobtes Land – Amerika. Wo sie gemeinsam in einem winzigen Eckchen von Brooklyn ihr altes Silcz wiedererstehen ließen.

Die Mitglieder seiner Gemeinde hatten keinerlei Probleme im Umgang mit den Gebräuchen in diesem neuen Land. Sie ignorierten sie ganz einfach und fuhren fort, zu leben, wie sie seit Jahrhunderten

gelebt hatten. Sie kleideten sich, wie immer, während der Woche in feierliche, lange schwarze Mäntel mit Biberhüten und während der Festtage in runde, pelzbesetzte *schtraimel*. Wir Jungen trugen am Sabbat schwarze Filzhüte, lange Locken an den Schläfen und freuten uns auf den Tag, an dem wir uns den Bart wachsen lassen konnten.

Einigen von unseren glattrasierten, assimilierten Glaubensbrüdern war es peinlich, mit uns zusammen gesehen zu werden, weil wir so unangenehm fremdartig wirkten – so auffallend

jüdisch. »*Frume*«, hörten wir sie murmeln. Und obwohl das Wort nichts weiter bedeutete als »orthodox«, verriet ihr Ton uns ihre Verachtung.

Rachel, meine Mutter, war die zweite Frau meines Vaters. Chava, die erste, hatte ihm nur Töchter geboren – zwei an der Zahl, Malka und Rena. Dann war sie im Kindbett gestorben, und der kleine Junge, den sie zur Welt brachte, hatte sie nur um vier Tage überlebt.

Gegen Ende der vorgeschriebenen Trauerzeit von elf Monaten begannen ein paar von

Vaters besten Freunden diskret anzudeuten, er möge sich eine neue Frau suchen. Nicht nur aus dynastischen Gründen, sondern weil der Herr in der Genesis erklärt: »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.«

So kam es, daß Rabbi Moses Luria meine Mutter Rachel ehelichte, die zwanzig Jahre jünger war als er und überdies die Tochter eines hervorragenden Gelehrten aus Wilna, der Rav Lurias Wahl als eine große Ehre betrachtete.

Innerhalb von zwölf Monaten wurde ihnen ein Kind geboren: wiederum eine Tochter – Deborah,